Verlag Bibliothek der Provinz

Ida Leibetseder
LOTOSBLÜTEN

Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-516-9

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover Konzept: Ida Leibetseder, grafische Umsetzung: Jakob Luckeneder

Ida Leibetseder
LOTOSBLÜTEN

Roman

Für meine Oma

1. KAPITEL

Meine Augen waren geschwollen. Zu viele Tränen. Das Gesicht im Polster vergraben, lag ich auf meinem Bett. Nichts war zu hören. Keine Schritte im unteren Geschoss, keine donnernde Stimme. Er stand vor meiner Tür, ich wusste es. Die Stille wäre viel einfacher zu ertragen gewesen, wenn sie nur »echt« wäre. Ich zählte die Sekunden. Krachend flog die Zimmertür auf: »MELINDA!« Er grölte so laut, dass ein paar der Tauben im Hof verschreckt aufflatterten. Die Dielen knarrten unter seinen Füßen, als er auf mich zukam. Er stank nach Bier und Zigaretten, und sein fauler Atem gelangte selbst durch den Filter des Polsters. Ich wünschte, er glaubte, ich wäre tot, ich wünschte, er würde mich allein lassen, ich wünschte, alle ließen mich allein. Doch er führte sein Leben nach seiner Vorstellung und da passten meine Wünsche nicht annähernd hinein. Ich weiß nicht, was ich angestellt habe, dass ich mein Leben jetzt mit ihm verbringen muss, ich weiß nicht, was meine Mutter an ihm gefunden hat, ich wusste nicht einmal, wo meine Mutter jetzt war und ich glaube, dass er es auch nicht wusste.

Mit einem Ruck schlug er die Decke zurück.

Warum mag er mich nicht? Ich stöhnte. Als wäre ich eine Puppe, hob er mich in die Höhe, sah mir finster und zugleich fragend in die Augen und ließ mich dann behutsam sinken. Ich hatte genug von seinen Spielchen, was hatte das alles zu bedeuten? Ich rang nach Atem, doch in diesem Raum war keine Luft, oder vielleicht war in mir keine Luft. In meinem Brustkorb knackste es. Ich röchelte und klammerte mich mit aller Kraft an die Matratze meines Bettes, als würde sie mir helfen können. Meine Knöchel waren weiß, so fest klammerte ich mich. Mit stechenden Augen sah er mich lange an. »Wer bist du nur?«, sagte er mehr zu sich selbst als zu mir, trotzdem verstand ich es als Beleidigung.

Die Wut quoll in mir hoch wie ein unbezwingbares Tier. Meine Augen fingen an zu flackern und ich bekam am ganzen Körper Gänsehaut. Ein Schrei drang aus meiner Kehle. Ich schrie ihn so laut an, dass sich seine Augen weiteten.

Er schlug mich nicht oft, er quälte mich eher. Doch in diesem Moment traf seine Faust genau auf meine Nase. Ich roch das Blut, metallisch süß lief es mir das Gesicht hinunter und tropfte unschuldig auf meinen Pullover. Er wandte den Kopf ab und ging zum Fenster: »Schöne Aussicht haben wir, was?« Ich lachte auf. Ein Psychopath, er wusste nicht, was er tat. Ich lebte mit einem Psychopathen zusammen. Er lachte ebenfalls auf. Es klang, als würde man eine Blechdose zusammenknüllen, doch dröhnend laut wie ein Flugzeugmotor.

»Du hast gesagt, du wärst nicht hier. Du liegst aber in deinem Bett!«, sagte er scharf. »Ich war weg!«, versicherte ich ihm.

»Lüg mich nicht an!«, schrie er und ging aus meinem Zimmer. Krachend fiel die Tür hinter ihm zu.

Ich schüttelte den Kopf. Wieder überkam mich der ganze Dreck, in dem ich steckte. Meine Mauern, die ich mir so mühsam aufgebaut hatte, bröckelten. In ihrer Mitte die Endlosbaustelle, wo einmal mein Herz gewesen war.

Ich lehnte meinen Kopf an die Bettkante. Meine Nase pochte, jeden einzelnen Herzschlag konnte ich spüren. Ich wollte einfach nur weg, weg von all dem hier, weg von ihm. Warum musste immer ich es schwer haben? Warum, verdammt noch einmal, immer ich?

2. KAPITEL

Ich kannte den Fehler, den ich gemacht hatte. Ich hätte ihn von einem Fußballspiel mitten in Detroit abholen sollen. Stattdessen bin ich auf meinem Bett gelegen und hatte mich in dem großen Spiegel gegenüber betrachtet. Was mich jedoch viel mehr beschäftigte, war, warum er von Grund auf immer so gemein zu mir war. Warum er mich in jeder Minute fragend und hasserfüllt zugleich anblickte. Als ob er die Lösung seiner Probleme in mir suchte. Manchmal, wenn ich ihn heimlich beobachtete, sah ich sein verzweifeltes Gesicht, seine zuckenden Mundwinkel. In diesen Momenten glich er einem kleinen Häuflein Elend, das nicht wusste, wie ihm geschah. Doch gleichzeitig war er so felsenfest in dem, was er tat. Er blickte mir beim Sprechen so tief in die Augen, dass ich jedes Mal Angst bekam, er könnte mich lesen wie ein Buch.

Gedankenverloren schrubbte ich den Fußboden. Bei einer Wischbewegung streifte ich den Spiegel. Meine Augen glitten an ihm hoch, der Rahmen verziert mit blauen Lotosblüten, die im Licht der Sonnenstrahlen schimmerten, die durch das Fenster fielen. Sie umgaben ihn wie eine schützende Hand. Diese polierte Fläche, glasklar, ich hatte sie noch nie geputzt, und dennoch war sie makellos rein. Als würde der Spiegel den Schmutz verschwinden lassen. Er hatte mich schon immer fasziniert. Sein Glas war bläulich mit einem grünlichen Unterton und wenn man auf der einen Seite mit der Hand dagegen drückte und langsam losließ, wellte sich die Fläche, und es schien, als wäre er aus Wasser. Fought hat einmal zu mir gesagt, ich hätte dieselbe Augenfarbe wie die Lotosblüten, die den Spiegel umgeben. Foughts Augen hatten damals gegläntzt wie noch nie. Das hatte mir Angst gemacht, trotzdem hatte ich mich darüber gefreut.

Fought war mein Vater, mit dem ich in einer kleinen Wohnung in der Nähe von Detroit wohnte. Ich hasste es,

ihn »meinen Vater« zu nennen, denn ich war ihm nicht im Geringsten ähnlich. Ich hatte dunkelblondes, gewelltes Haar. Seine Haare waren jedoch schwarz und glatt. Es war überhaupt alles an ihm schwarz. Er hatte einen schwarzen Bart, trug schwarze Hosen und schwarze Hemden. Wenn er fortging, zog er schwarze Schuhe an, ja sogar seine Augen waren so dunkel, dass ich sie schwarz nennen würde. Vielleicht waren sie auch schwarz, ich wusste es nicht. Ich hatte noch nie die Möglichkeit gehabt, sie so genau zu betrachten, dass ich wusste, ob sie jetzt schwarz oder dunkelgrau waren, aber eins stand fest, sie machten mir Angst.

Meine Nase pochte noch immer, als ich den Eimer mit dem Putzlappen weggestellt hatte. Ich setzte mich auf mein Bett, war geschafft von der Arbeit, meine Finger zitterten. Die Treppe knarrte, als ich hinunterging, um mir ein Glas Wasser zu holen. Fought saß am Küchentisch. Er blickte auf, als ich eintrat, aber er sagte nichts. Als ich mich vom Wasserhahn wendete, stand er so plötzlich hinter mir, dass ich einen unterdrückten Schrei ausstieß. Er nahm mein Gesicht zwischen seine Hände, musterte meine Nase und zog ein Gesicht wie ein kleiner, trauriger Dackel:

»Es..., es tut mir leid!« Er fing an zu husten. Er setzte sich. Sein Anblick machte mich fertig, ich konnte ihn nicht ansehen, ohne dass eine Menge ungeklärter Fragen in mir hoch kam. Es tat weh, von seinem Vater nicht mehr zu wissen als nur das Allernötigste. Was war nur mit ihm los, er war wirklich krank im Kopf, wusste nicht, was er tat. Verwirrt ging ich die Treppe hoch.

Wieder in meinem Zimmer angekommen, drehte ich mich zum Spiegel. Ich sah scheußlich aus: fettige Haare, Augenringe, reinster Horror! Wie lange würde das noch so weitergehen? Seit 18 Jahren war ich wie gefangen. Hatte kein Privatleben. Hin und wieder zeichnete ich oder schmökerte in einem Buch, aber sonst tat ich nichts ande-

res, als über Gott und die Welt nachzudenken. Wer weiß, dachte ich damals, vielleicht würde ich irgendwann ein Buch schreiben.

Die tiefen Schatten unter meinen Augen verrieten alles. Ich konnte meinen Anblick nicht ertragen. Nicht jetzt, vielleicht irgendwann. Ohne nachzudenken, schüttete ich das Glas Wasser auf mein Spiegelbild. Mein Gesicht verschwamm. Die Tropfen glitten teils schnell, teils langsam die Fläche hinunter, doch sie kamen nicht an. Sie waren weg, wie aufgesaugt. Wo ich mein Spiegelbild vor ein paar Minuten noch wie durch eine Wasserwand angesehen hatte, war ich nun wieder klar zu sehen. Ungläubig starrte ich den Spiegel an. Es schien, als würden die Lotosblüten von innen her erstrahlen. Die makellose Oberfläche glänzte matt. Ich rannte ins Bad und füllte das Glas erneut voll. Auch beim zweiten Mal war das Wasser innerhalb von ein paar Sekunden verschwunden. Kein einziger Tropfen! Ich strich über das glatte Glas. Es war kühl, aber trocken. Benommen sank ich zu Boden, mir war speiübel. Da stimmte etwas nicht. Irgendjemand spielte mir einen Streich, es konnte nicht anders sein. Alles fing an, sich zu drehen. Ich versuchte, aufzustehen, knallte aber gleich wieder auf den Boden. Ich sah zum Spiegel hoch. Allein das Blau der Lotosblüten, überall. Es verschwamm vor meinen Augen.

Da lag ich, dachte nichts, sagte nichts, schaute nur den Spiegel an.

3. KAPITEL

Irgendwann musste ich eingedöst sein. Ich wachte am nächsten Morgen, noch am Boden liegend, auf, in derselben Lage, in der ich eingeschlafen war. Mein Kopf brummte, nur das Schwindelgefühl hatte aufgehört. Ich sah den Spiegel an, unschuldig und ruhig lehnte er da, wie immer. Es machte mir Angst. Ich musste weg. Ich lief die Treppe hinab. Fought saß mit einem Bier am Ledersessel und starrte in die Glotze. Ich war froh, dass er da war. Eigentlich war ich nur froh, dass irgendjemand da war. Ich kochte Wasser für meinen Tee und ließ mich einstweilen am Boden vor dem Fernseher nieder. »Ich sehe nichts!«, brummte Fought. Missbilligend rutschte ich ein Stück zur Seite.

»Mo hat angerufen!«

»Was wollte er?« Statt eine Antwort zu geben, schmiss er mir das Telefon zu. Ich drückte auf die Abhörtaste, beschloss dann aber doch, die Nachricht lieber oben abzuhören. Ich hängte einen Teebeutel in das dampfende Wasser und huschte nach oben. Da ich jedoch nicht in mein Zimmer wollte, setzte ich mich auf den Klodeckel im Bad. »Hallo Schatz, hab ewig nichts mehr von dir gehört. Wo steckst du? Dein Vater meint, du verkriechst dich im Zimmer. Falls irgendetwas nicht stimmt, sag's mir! Okay? Wäre nett, wenn du dich wieder mal meldest. Ich liebe dich.«

Seufzend legte ich den Hörer auf die Seite. Ach Mo, dieser liebe, süße Mo. Ich vermisste ihn. Er tat mir so leid. Ich wusste ja auch nicht, was ich wollte. Doch ich schätzte ihn nicht, und ich denke, das ist das Schlimmste, was man einem Menschen antun kann. Ich schluckte die Schuldgefühle hinunter und wählte seine Nummer.

»Mel, Respekt, dass du dich einmal von selbst meldest.«

»Hi, Mo«, sagte ich beschämt, »ich wollte mich nur mal melden.« Ich atmete tief durch. »Hast du heute Zeit?«

»Ja klar, für dich immer! Um drei im *Golden Coffee*?«
»Bin dabei!«, antwortete ich und lächelte.

Ich atmete durch und betrat mein Zimmer. Alles so wie immer. So wie ich jetzt aussah, konnte ich auf keinen Fall aus dem Haus gehen. Ich band mir die Haare zu einem hohen Zopf. Tauschte meinen Jogger gegen kurze Shorts, zog einen wallenden Pulli über und setzte eine Sonnenbrille auf, damit waren auch die Schatten verschwunden. Um Punkt drei Uhr stand ich vor der Haustür. »Ciao!«, rief ich so laut, dass es in der ganzen Wohnung hallte. Fought sagte nichts, aber das war ich gewohnt. Mit einem leisen »Klack« fiel die Tür hinter mir ins Schloss. Das Stiegenhaus war hell erleuchtet von den Neonröhren, die von der Decke hingen. Ich sprang die Stufen hinunter.

Mo hatte schon einen Tisch reserviert. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte auf mich herab. Wir setzten uns an einen schattigen Tisch und ich schlürfte meinen Eiskakao, während Mo mir von der Schule erzählte.

Ich ging seit zwei Jahren nicht mehr zur Schule. Fought hatte mich herausgenommen, nachdem ich meine Schulpflicht erfüllt hatte. Seitdem machte ich rein gar nichts mehr. Den Lehrern, die ihm dringend empfohlen hatten, mich in eine weiterführende Schule zu stecken, hatte er versichert, er hätte für mich einen Privatlehrer engagiert. In der Tat, der war auch ein paar Mal hier gewesen. Es war ein abgemagerter, alter Kerl, doch statt mir irgendetwas über Vektoren und Matrizen zu erklären, saß er mit Fought auf der Couch und las Bundesliga-Ergebnisse.

Mo riss mich aus meinen Gedanken. Er strich mir über die Hand, so zärtlich, dass es auf meiner Haut zu prickeln begann. Er liebte mich, ich sah es in seinen Augen. Es fiel mir schwer, das zu akzeptieren. Ich hatte nie für ihn Zeit, trotzdem gab er nicht auf. Wir gingen vor dem Sonnenuntergang noch entlang des Sees spazieren. Ich mag diese Tageszeit. Wenn das Licht weich wird und sich über alles

Ruhe ausbreitet. Mir kommt es immer so vor, als würde die Welt aufatmen und froh sein, den zu Ende gehenden Tag gut überstanden zu haben. Der Kies knirschte unter unseren Sohlen. Die Wellen des Sees kräuselten sich langsam im Wind.

Ich musste doch froh sein, jemanden wie Mo zu haben. In der Schule hatten sich alle Mädchen immer um ihn gestritten. Er war ja auch wirklich wunderhübsch. Seine sanften Augen, die schön geschwungenen Lippen. Immer wenn ich an seiner Seite war, kam ich mir vor wie ein bescheidenes Gänseblümchen neben einer prachtvollen Orchidee. Vielleicht war das der Grund, warum ich ihn nicht liebte. Ich mochte ihn einfach nur. Er war der einzige, der sich um mich sorgte und sich die Mühe machte, mit mir auszugehen.

Er strich mir die Haarsträhne zurück.

»Mo, ich muss jetzt gehen. Ich hoffe, wir treffen einander in nächster Zeit öfter.«

»Ist gut«, sagte er, aber ich sah die Enttäuschung in seinen Augen.

Ich strich ihm mit dem Handrücken über die Wange, dann drehte ich mich um und ging.

Oben im Zimmer legte ich meine Klamotten aufs Bett und zog mein Schlafgewand an. Ich ging noch einmal kurz in die Küche, schnitt mir eine Scheibe Brot ab und ging wieder nach oben. Als ich am Treppenabsatz stand, zögerte ich kurz, dann rief ich aber doch »Gute Nacht« und verschwand nach oben. Der Spiegel war in ein seltsames Licht getaucht, er schien von innen zu strahlen. Als ich mich darin betrachtete, kam es mir vor, als würde ich durch ein Fenster blicken. Ein Fenster, das den Himmel widerspiegelte.

»Was bist du nur für ein seltsames Ding«, flüsterte ich.

Instinktiv legte ich die Hände auf seine Fläche. Zuerst wurde der Spiegel heiß wie Steinplatten an Sommertagen, dann begann er zu wabern und beulte sich aus, als würde

er mich verschlingen wollen. Die Wände des Raumes rückten mir immer näher auf den Leib. Entgeistert ließ ich los, mein Zimmer war wieder wie an allen Tagen davor. Ich lauschte nach Schritten. Vielleicht hatte sich das ganze Haus gedreht, aber nichts war zu hören. Es herrschte jene Ruhe, die immer über unserer Wohnung lag. Ich holte tief Luft und nahm allen Mut zusammen, um doch meine Hände wieder an die Spiegelfläche zu legen. Ich kniff die Augen zusammen, wieder begann sich alles zu drehen. Das Licht wurde immer stärker. Eine enorme Last drückte auf meinen Körper. Die Bilder an den Wänden verschwammen. Jeder einzelne meiner Muskeln verkrampfte sich. Ich wurde plötzlich von einer Blume angezogen, einer Lotusblüte, die immer größer wurde, bis sie mich verschlang, und plötzlich war es, als schwebte ich im Wasser. Mein Körper, eingebettet in endloser Ruhe. Er fühlte sich weich an, weich wie Seide und so leicht, leicht wie eine Feder. Als ich die Augen öffnete, sah ich nur verschwommenes Licht durch eine bläuliche, grünliche Wasserwand. Dumpfe Schritte waren zu hören. Dann packte mich jemand und zog mich aus dem Wasser. Ich sah, wie das Wasser unter mir kreisförmige Wellen schlug und wie es im Inneren wieder zu leuchten begann. Aber nein, nein, ich wollte nicht weg, ich fing an zu schluchzen. Dann war alles schwarz.

Ida Leibetseder wurde 1998 in Ottensheim an der Donau geboren. Bereits in der Volksschule schrieb sie Kurzgeschichten. 2013 begann sie ihr erstes Manuskript *Lotosblüten* und vollendet derzeit ihren dritten Roman.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien